

Aufruf an die Bodenbewohner

Von Kreuzberg nach Kingston und wieder zurück: Isabel Feichtner mobilisiert das Recht als Beistand zur Abwehr von Verwertungsinteressen.

In Luis Murschetz' Kinderbuchklassiker über den Maulwurf Grabowski wird der titelgebende Mull enteignet und vertrieben. Die Wiese, auf der er bis eben noch glücklich lebte, wird vom Eigentümer, einem ohnehin über die Erdhügel erbosten Landwirt, verkauft, dann vermessen und schließlich bebaut. Gras, Blumen und Bäume weichen erst Baggern, dann Gebäuden. Vor der drohenden Versiegelung flieht Grabowski über viel befahrene Straßen, doch findet sich am Ende ein neues, noch unzerstörtes Zuhause.



Isabel Feichtner:
„Bodenschätze“.
Über Verwertung und Vergesellschaftung.
Hamburger Edition,
Hamburg 2025.
304 S., br., 15,- €.

Dass der Bauer das von Grabowski bewohnte Land überhaupt verkaufen kann, ist eigentlich weder selbsterklärend noch alternativlos, sondern Ergebnis der von und für Menschen getroffenen Entscheidung, dass Boden Privateigentum sein kann. Grundeigentum ist gewissermaßen das „Leitbild des Privateigentums“, hält die Würzburger Juristin Isabel Feichtner in ihrem Buch „Bodenschätze“ früh fest, und dazu bedarf es ausgefeilter Infrastrukturen: Vermessungs- und Verwaltungstechniken münden in Register, Kataster und Flächennutzungspläne, ökonomische und rechtliche Verfahren begründen Preisermittlung und Eigentumsansprüche. Recht und Ökonomie sind einander dabei komplementär: Nicht nur teilen sie ein in aller Regel unreflektiert anthropozentrisches Weltbild, das Rechtsinstitut des Privateigentums schafft auch die Grundlage dafür, dass Boden zu Kapital wird, während die Geldwirtschaft das Mittel bereitstellt, mit dem Ansprüche abgegolten, verrechnet und kompensiert werden können.

Für die Öffentliches Recht und Wirtschaftsvölkerrecht lehrende Juristin sind hierin historisch gleich zwei Fehlentwicklungen angelegt: das Primat individuellen Eigentums vor kollektivem Eigentum einerseits und die Privilegierung menschlicher Bedürfnisse und Wünsche gegenüber der Natur andererseits. Beider nimmt sich Feichtner an, indem sie die Wohnungspolitik in deutschen Städten, zuvorderst die Debatte um die Vergesellschaftung riesiger Wohnungsunternehmen in Berlin, mit der international geführten Diskussion um die wirtschaftliche Nutzung des Meeresbodens und die Rolle der in Jamaika ansiedelten International Seabed Authority verschränkt.

Dass Kreuzberg und Kingston näher liegen, als man annehmen mag, demonstriert Feichtner eindrücklich. Die Juristin ist ebenso vertraut mit der langen ideengeschichtlichen Tradition, die Privateigentum mit individueller Freiheit, Wohlstandsmehrung und sozialer Stabilität korreliert, wie mit den Ver-



Eine Eisen-Mangan-Knolle wird vom Meeresboden geholt. Foto Science Photo Library

schachtelungen (multi)nationaler Konzerne, die aus Wohnraum Assets machen und den völkerrechtlichen Status von Mikrostaaten nutzen, um Zugang zu Manganknollen und anderen Ressourcen zu gewinnen. Die breite Forschung zunehmend zeigt sie überdies, wie das koloniale Erbe des Völkerrechts unterschiedliche Haltungen zum „Menschheitserbe“ Meeresboden erklärt: mal zur Abwehr einer fortgesetzten Politik der Ungleichheit, mal als Argument gegen Belehrungen des globalen Nordens, doch bitte Rücksicht bei der Rohstoffgewinnung walten zu lassen.

In tragischer Weise exemplifiziert dies der Inselstaat Nauru: Erst deutsche Kolonie, dann australisches Mandat, war Nauru lange ein lukrativer Phosphorlieferant, ehe die Vorräte schwanden. Gebeutel von Finanzkrise und Klimawandel kapitalisiert die dortige Regierung nun die

eigene Souveränität, um sich als extraterritoriales Flüchtlingslager, Steueroase und Partner für die Ausbeutung des Meeresbodens anzubieten, mit ungewissen Folgen für das Ansteigen des Meeresspiegels, der buchstäblich das Land abzugrauen droht. In Kingston warnen die naurauischen Delegierten einerseits vor existenziellen Gefahren, befördern aber andererseits die Dominanz einer Verwertungslogik, die in Boden vor allem potentiellen Profit sieht.

Das Bild, das Feichtner von der Meeresbodenbehörde zeichnet, ist ambivalent. Zwar wohnt ihr seit der epochalen Rede des maltesischen UN-Botschafters Arvid Pardo 1967 das Potential inne, als „planetare Planungsinstanz“ einer hemungslos extraktivistischen Ausbeutung Einheit zu gebieten. Doch sorgen die stetige Verwässerung ihres Auftrages und die Obstruktion zahlreicher na-

tionaler Regierungen dafür, dass sie eher einer „Bergbaubehörde“ mit begrenzter Autorität gleicht. Mehr noch, in Kingston dominieren meist jene Stimmen, die noch in der Bewertung von Umweltzerstörung auf Monetarisierung als unterliegendes Prinzip setzen und damit „die Investoren- und Verwertungsperspektive auf den gesamten Tiefseeboden als Quelle fiktiver Waren und Kapitalanlagen“ ausdehnen. Analog gilt dies auch für die Anerkennung indigener Rechte: Werden diese als private Eigentumstitel anerkannt, wird der Boden – ob im Meer oder an Land – verfügbar- und damit veräußerbar. Natur wird dann wieder in die Verwertungsdy- namik einbezogen, nicht ihr entzogen.

Statt einer solchen Naturkapitalbewertung spricht sich Feichtner für eine Sozialwertberechnung aus, die nicht auf Marktwerte, sondern auf jene Werte abstellt, die erst gemeinsame Nutzung (und Nichtnutzung) generiert. Auch hier führt – und das ist ernüchternd – kein Weg am Geld vorbei: Nur so lässt sich Entscheidungsträgern in Barcelona oder Berlin vermitteln, dass sich ein Park mehr als ein Parkplatz lohnt. Wie dies bewerkstelligt werden kann und welche Rolle dabei das Recht spielt, erklärt der abschließende Teil der Darstellung. Hier wechselt der Ton, die Hoffnung überwiegt: Statt wie Grabowski zu fliehen – und Feichtner gesteht freimütig ein, dass ihr die Idee gelegentlich komme –, ruft sie auf, das eigene soziale, politische und kulturelle Kapital zu nutzen. Das Recht müsse dem Kapital nicht dienen, sondern könne ebenso helfen, gesellschaftliche Alternativen zu ermöglichen.

Was Feichtner vorschwebt, ist nicht weniger als ein Paradigmenwechsel weg von einer im Wortsinne konservativen, hin zu einer „transformativ[e] Rechts- wissenschaft“, welche die Infrastrukturen der Verwertung abzubauen und solche der Commons zu etablieren hilft. Besteht die Rolle der Juristen darin, vorhandene „Gegenrechte“ wie den Vergesellschaftungsartikel 15 des Grundgesetzes ebenso wie eher technische Instrumente des Genossenschafts- und des Gesellschaftsrechts zu nutzen, sind es Laien, also Bodenbewohnerinnen, deren Rechtspraxis zum emanzipatorischen Projekt wird. In diesem letzten Teil tritt der globale dann doch hinter den lokalen Aspekt zurück; small ist still beautiful, und der Widerstand gegen Verwertungslogiken erscheint im Konkreten machbarer.

Das alles wird präzise dargelegt, mit scharfem juristischem Sachverstand, naturwissenschaftlicher Neugier und historischer Sensibilität. Zugleich meistert Feichtner die in ihrer eigenen Person angelegten Perspektivwechsel, wenn sie auf drei Ebenen agiert: als Akteurin (die Mieterin), als Beobachterin erster Ordnung (die Hochschullehrerin und Sachverständige) und als Beobachterin zweiter Ordnung (die Kommentatorin ebendieser Expertise), ohne sich in diesen verschiedenen Rollen zu verheddern. Feichtners Buch ist engagierte Literatur im besten Sinne: aus Überzeugung motiviert, glänzend argumentiert und stets einleuchtend. Weder ökonomische noch rechtliche Strukturen folgen schließlich unverrückbaren Gesetzmäßigkeiten, sondern sind Resultat von kontingenten Entscheidungen. Darin folgt die Juristin Torben Kuhlmanns „Maulwurfstadt“, einem jüngeren Echo der Murschetz'schen Parabel. Hier sind es die anthropomorphen Maulwürfe selbst, deren unersättliche Suche nach Bodenschätzen Grabowskis Wiese zerstört. Am Ende stellt sich Einsicht ein, doch erst auf der allerletzten Seite. Feichtners Buch lieferte überzeugende Argumente, nicht so lange zu warten.

KIM CHRISTIAN PRIEMEL

Die familiäre Hölle ist butterweich und lauwarm

Das Automobil als schützender Kokon: Rin Usamis intelligenter japanischer Roman „Kankos Reise“

„Es tut weh, wenn die Sonne aufgeht. Es tut weh, wenn sie untergeht... So wie die Sonne vom Himmel auf die Erde scheint und zur Lebensenergie unzähliger Geschöpfe wird, regnet auch Gewalt vom Himmel, geht in die Blutbahn über und wird weitergegeben.“ Die 1999 geborene Schriftstellerin Rin Usami, die für ihr etwas zeitgeistiges Buch „Idol in Flammen“ 2021 den Akutagawa-Preis erhielt, ist Japans literarischer Shootingstar und eine Chronistin des Schmerzgedächtnisses der Moderne.

Ihr neues Buch, das in Japan 2022 unter dem Titel „Tochter des Autos“ erschien, berührt am Beispiel einer durchschnittlichen Familie Themen wie Leistungsgesellschaft und Dysfunktionalität, Versehrtheit, Verrücktheit und geistige Gesundheit.

Jedes Familienmitglied ist, wie sich zeigt, mit einem Makel behaftet: da wären die 17 Jahre alte depressive Heldin und Schulschwänzerin Kanko, der ältere Bruder und Studienabbrucher Nii, der unter Asthma und Mobbing leidende jüngere Bruder Pon – beide Brüder sind von zu Hause ausgezogen – und zu guter Letzt der ebenso sensible wie gewalttätige Vater und die unter den Folgen eines Schlaganfalls leidende Mutter, die dem Alkohol zugeneigt ist.

Der Tod der Großmutter väterlicherseits gerät zum Aufbruchssignal der Schicksalsgemeinschaft: Es entspinnt sich ein fast fröhlicher Roadtrip zur Trauerfeier in die Provinz nach Katashina in der Präfektur Gunma. Das Besondere ist, dass die Familie wie in früheren Zeiten im Auto übernachtet. Das Auto als Kokon und *Huis clos* symbolisiert die symbiotische Familie. Doch die „ungesunde Reise“ entfremdeter Familienmitglieder zur Trauerfeier der einsam gestorbenen Oma bietet auch Chancen auf Heilung; und unterwegs besuchen sie eine heiße Quelle sowie den Berg Nikkō-Shirane.

Usami skizziert Gärprozesse des familiären Unfriedens. Intelligent sinniert sie über „die Familie, diesen Ort, über den weder ein Richter noch ein Gott wacht“. Losgelöst von Raum und Zeit („Sie scheinen alle im roten Abendlicht zu schwimmen, das das Auto flutet“), kommt es zur sukzessiven Annäherung. Bereinigende Wortgefechte werden mit der Beschreibung von glühenden Landschaften untermauert. Usami spielt auch auf das buddhistische Motiv des Feuerwagens („kasha“) an als einen mit Feuer gefüllten Karren, der die Seelen Sünder zur Hölle trägt. Die Hölle im religiösen wie die säkulare Alltagshölle betreffenden Sinn ist ein Leitmotiv. Die familiäre Hölle sei „butterweich und lauwarm“, ihr qualvolles Wesen liege in endloser Repetition: „Leben heißt nur, dass man nicht gestorben ist. Jeder vergisst die Hölle von gestern, um in der Hölle von heute weiterzumachen.“

Bei der Ankunft in Katashina kontrastieren die verlogenen Trauerreden mit der Realität der einst ein wildes Leben führenden Großmutter: unter ihren vier Kindern missachtete sie besonders Kankos Vater, wobei auch ihr Mann seinen Zorn über deren ausschweifendes Leben bevorzugt an ihm ausließ. Auf der Trauerfeier prägen zunächst scheinheilige Oberflächlichkeiten die Gespräche unter Verwand-

ten: Schweigen und Aussprache erscheinen gleichermaßen unerträglich.

Zwischen Licht und Erleuchtung beschwört Usami ein synästhetisches Universum: „Als draußen gerade die Straßenlaternen angehen, fängt der Priester an, Sutras zu rezitieren.“ Die Auszeit auf dem Land und Wanderungen Kankos mit ihrem Bruder Nii in Katashina – ihr ist, „als würde der ganze Berg vor mal lauter, mal leiser werdenden Klängen brodeln und köcheln“ – erinnern an belebte Natur in Miyazakis Animes. Ein „Baumtunnel aus ineinander verflochtenen Ästen“ symbolisiert Reisen ins Unbewusste. Die Prosa evokiert ein kosmisches In-sich-Fügen der Dinge, Düfte und Klänge.

Der Wunsch nach Rückkehr in eine idealisierte Vergangenheit durchzieht als roten Faden den Roman. So beschließt die Familie zwischen Trauer, Urlaubsreise und Selbstfindung, auf dem Rückweg bei einem früher oft besuchten Freizeitpark vorbeizuschauen. Doch der Versuch, ein glückliches Familienfoto von einst auf einem Karussell nachzustellen, scheitert, erweist es sich doch bei der Ankunft als ausrangiert.

Kathartisches Weinen und Schreien der vulnerablen wie peinigenden Eltern (bei Bekanntgabe von Kankos erfolgreicher Aufnahmeprüfung für die Mittelschule „hörte sie in ihren Stimmen den Schrei eines Neugeborenen, das außer ihr niemanden auf der Welt hat“) symbolisieren fließende Grenzen zwischen Eltern und Kindern („Diese Menschen sind meine Eltern und meine Kinder“). In Lektionen der Empathie eruiert das Buch die Scham darüber, Opfer zu sein, die Wirkmacht der Liebe und Unmöglichkeit, nicht zu verletzen.

Auch Selbstmordvisionen tauchen auf in den „fixen Ideen“ Kankos, sich vom Schuldach zu stürzen, oder der Mutter, die Familie in den Unfalltod zu kutschieren.

Kankos Initiationsreise spiegelt Ambivalenzen zwischen dem entgrenzten Freiheitswillen der Moderne und konservativer Tradition. In einer frappanten Volte beschließt Kanko, im Auto zu leben. Kankos Kompromiss evokiert „Amae“, das als Freiheit in Geborgenheit bekannte Strukturelement japanischer Psyche. Der Rückzug ins Auto erinnert auch an die Isolation der „Hikikomori“, doch ist Kanko nur ein halber Hikikomori. Da sie nun wieder regelmäßig zur Schule geht, umfängt Kankos Moratorium im Automobil auch konstruktive Züge und symbolisiert einen Ausblick auf eine bessere Zukunft.

„Kankos Reise“ ist ein wertvolles Stück *Healing Fiction* in einer gewaltbereiten und kriegstüchtigen Zeit. Sie bietet belletristische Lockerungsübungen für frustrierte Seelen und geballte Fäuste: „Es ist grausam und tut weh, einen Körper zu entspannen, der durch die Gewalt, die der Himmel auf ihn herabregnen ließ, hart geworden ist.“

STEFFEN GNAM



Rin Usami:
„Kankos Reise“.
Roman.
Aus dem Japanischen
von Luise Steggewentz.
Kiepenheuer & Witsch,
Köln 2025.
176 S., geb., 20,- €.

Warum denkt einer eigentlich, was er denkt?

Der Philosoph Peter Trawny nimmt sich selbst in den Blick und führt dabei so konsequent wie einnehmend die Schwierigkeiten eines solchen Unterfangens vor

„Ich kenne alle bis auf Punkt und Strich, / ich kenn nur einen nicht, und der bin ich.“ So spricht der Dichter, der Philosoph dagegen: „Alles Tun des Geistes ist deshalb nur ein Erfassen seiner selbst, und der Zweck aller wahrhaften Wissenschaft ist nur der, daß der Geist in allem, was im Himmel und auf Erden ist, sich selbst erkenne.“ Und wer hat nun recht? Hegel oder François Villon? Der Leser von Peter Trawnys erstaunlicher Selbsterlebensbeschreibung „Aschenplätze“ ist geneigt, mal mit „keiner“ zu antworten, mal mit „beide“, doch am Ende einigt er sich mit sich selbst auf etwas, was dennoch kein Kompromiss ist: Der eine überzeugt ihn mit seinem strengen Imperativ über Himmel und Erde, beim anderen stimmt er heiter ein in die dauerhafte Aussichtslosigkeit der Sache.

Warum schreibt ein Philosoph überhaupt eine Autobiographie? Trawnys Antwort ist verblüffend einfach: Seitdem das Orakel von Delphi den ratsuchenden Menschen aufgefordert hat: „Erkenne dich selbst!“, sitzt in der abendlichen Philosophie das denkende Subjekt auf einem höchst privilegierten Platz zur Erkenntnis der Welt, die ihm als Objekt gegenübersteht. Kurioserweise ist dieses Subjekt, also der menschliche Geist, aber imstande, sich selbst ebenfalls als

Objekt zu betrachten, und dieser überraschende, Selbsterkenntnis genannte Vorgang wird damit zur zwingenden Voraussetzung der neuzeitlichen Subjektphilosophie: Wer sich nicht selbst erkennt, der schafft das auch nicht mit der Welt. Allerdings, so Trawnys Pointe, habe die Philosophie den eignen Gedanken nicht konsequent zu Ende gedacht, habe aus dem „Subjekt“ ein theoretisches Abstraktum gemacht und verdrängt, das jedes denkende Subjekt auch ein Wesen ist aus Fleisch, Blut und dem ganzen Wirrwarr, der sonst noch dazugehört. Die Frage, warum einer denkt, was er denkt, ist also eine genuin philosophische. Unser Mann ist natürlich nicht der Erste, der sie stellt, und ein Vorbild ist sicher Nietzsches oft belächeltes „Ecce homo“ mit seiner detaillierten Selbstauskunft zum Thema „Werde, der du bist“. Aber es liegt wiederum in der Natur ausgerechnet dieser Frage, dass sie nicht ein für allemal beantwortet werden kann, sondern zwangsläufig von jedem Subjekt wiederum nur für sich allein.

Villons Spott im Ohr, nähert man sich nur mit Vorsicht einem Buch, das, dem Verlag zufolge, dem Leben des Autors „jenseits aller Illusion und Lüge“ zu Leibe rückt, ist doch gerade dieser fromme Vorsatz regelmäßige final perfekte

Täuschung. Der Leser jedoch, der schon tief in den schwarzen Maelstrom autobiographischen Selbstbetrugs zu blicken glaubt, hat seine Rechnung ohne den intelligenten Autor gemacht. Beantstand der kritische Hase, jede Autobiographie sei zunächst einmal Dokument des Narzissmus, antwortet der philosophische



Peter Trawny:
„Aschenplätze“.
Eine Theorie dieses Subjekts.
Matthes & Seitz Verlag,
Berlin 2025.
410 S., geb., 28,- €.

Igel: Selbstverständnis! und liefert ein Kapitel „Von meinem Narzissmus“. Erklärt der Hase selbst diagnostizierte Illusionslosigkeit zur tautologischen Spiegelfechterei, nickt der Igel und weiß auch so gleich, warum das nicht anders sein kann. Legt der Hase schließlich seinen Trumpf auf den Tisch, auch die offenste, intimste Selbstentblößung könne doch niemals eine zwingende Kausalität zum Denken dieses Subjekts beweisen, antwortet der Igel: Jawohl, und genau das ist das Thema meines Buches.

Peter Trawny, philosophischer Wilderer und akademischer Außenseiter, ist bekannt geworden als Herausgeber und Kritiker von Heideggers berühmtesten „Schwarzen Heften“, und natürlich kommt auch diese Affäre zur Sprache, bei der er sich in heikler Doppelfunktion zwischen alle Stühle gesetzt hat, und man begreift, dass der Autor diesen Ort zwar nicht für bequem hält, so doch für gewissermaßen angemessen. Der anfangs zögernde Leser jedenfalls folgt dem Buch überrascht und gefesselt, wechselnd zwischen Kopfschütteln, Zustimmung, neuen Fragen, und wenn er es zischendurch atmeholend beiseitelegt, dann meist zum höchst angeregten Nachdenken, zuweilen auch aus einem Überdruß, der dann wiederum schnell dem Weiterlesen weicht – weiß Gott nicht das schlechteste, was über ein Buch zu sagen ist!

Trawny, 1964 in Gelsenkirchen geboren, folgt zunächst einmal klassisch der Lebensgeschichte: Nachkriegsfamilie und Schule, Fußball und Bahndamm, Großmutter und Bauernhof, erste Lebens-, also Liebes- und Leseerfahrungen, später dann die philosophischen Lehrjahre. Auf der einen Seite dichte Bilder der Herkunft: die generationenlangte Bergarbeit „unter Tage“ im Ruhrgebiet; die Urgroßmutter, die im weißen Nacht-

hemd vor dem Grundig-Röhrenradio der Messe auf Radio Vatikan lauscht; die Schule mit ihren Ex-Nazi-Lehrern, „die billige Zigarren rauchend die Klassen betreten“, aber auch mit sadistischen Schülern, die schwache Lehrerinnen „gnadenlos fertigmachen“. Auf der anderen das beständige Nachdenken über das Gelebte: über die „Bunkerseelen des Wirtschaftswunders“, über das Recht zur Autobiographie, über Privatheit, Erinnerung, Körper und Geist, Politik und Wissenschaft. Und obwohl Trawny ausdrücklich als Theoretiker spricht, sind es gerade die erzählerischen Passagen, die den Leser immer wieder stark beeindruckten.

Erzählung und Analyse wechseln in eigenen Kapiteln – womöglich ein Zeichen, dass die Werde-der-du-bist-Frage doch unbeantwortet bleiben muss? Denn woher weiß einer eigentlich, wer er ist? Der Autobiograph muss erzählen, als wüsste er's; der Theoretiker bleibt skeptisch: „Ob ich wirklich mein Leben gelebt haben werde, ist unentscheidbar. Anders gesagt: Das kann eigentlich nur entschieden werden – einzig und allein von mir selbst.“ Diese „Entscheidung“ ist und bleibt eine Paradoxie: kann letztlich nichts anderes sein als entweder ein Ja oder das Nein zum einzigen, unwiederholbaren gelebten Leben; und weder

Ja noch Nein folgte einer rational zu ziehenden Bilanz, bleibt vielmehr eine existenzielle Wahl. Womit wir wiederum bei Nietzsche sind.

Und nun? Ist die Autobiographie eines Philosophen etwas anderes als die von dir oder mir, Hinz oder Kunz? Was das simple Leben betrifft, ganz sicher nicht. Doch gerade dieses simple Leben, das der Philosoph führt wie jedermann, ist hier der dauernde Stachel im (falls man's so nennen darf) Fleisch des philosophischen Subjekts. Dieser Autor, um im Bild zu bleiben, ist philosophischer Hase und Igel zugleich, dreht die Schraube der Reflexion stets eine Windung weiter, ohne dass sie (das hat Reflexion so an sich) die lebhaftige Wirklichkeit tatsächlich jemals berührt. Warum einer denkt, was er denkt, ja, das wüsste man auch von sich selber gern! Peter Trawnys überaus anregendes Buch hilft dabei insofern weiter, als es den Leser mitnimmt auf alle scharfen Kurven der Selbstreflexion, und das zwar nicht ohne, doch mit möglichst wenig Illusion und Lüge. So intelligent, nährisch, traurig, narzisstisch, indiskret, scharfsinnig, gelehrt ist lange nicht erklärt worden, wie kompliziert es ist, mit sich selbst Bekanntschaft zu schließen – immerhin ein Lebensprojekt. WOLFGANG MATZ